



Elisabeth Horvath

# HEINZ FISCHER

## DIE BIOGRAFIE



Auszug





dentem – keine politische Position angestrebt hat, für die er gegen andere hätte kämpfen müssen. Stets wird er von seinen Parteifreunden dazu berufen oder vom Nationalrat gewählt. Fischer ist schon von seiner Persönlichkeit her nicht jemand wie etwa Deutschlands Ex-Regierungschef Gerhard Schröder, der schon als Junger an den Gitterstäben des Kanzleramtes gerüttelt haben soll: „Ich will da rein.“ Und selbst die Auseinandersetzung zwischen dem jungen Fischer und dem jungen Hannes Androsch um den VSStÖ-Vorsitz war keine aggressiv geführte. Und vor allem: Sie hinterließ nicht solche Gefühle, dass die beiden danach nicht Polit-business as usual zusammenbrachten. Dass Fischer und Androsch freilich ziemlich unterschiedliche Charaktere sind, ist ebenso klar, wie dass sie heute trotzdem miteinander können.

Es sind also meist Konflikte anderer, mit denen Fischer als Klubobmann konfrontiert ist. Der wohl am längsten dauernde ist der Kreisky-Androsch-Konflikt, der im Jänner 1981 politisch-formal mit dem Rücktritt des Finanzministers und seinem Wechsel in den Vorstand des im Eigentum der Republik stehenden Creditanstalt-Bankverein endet. Mit der Option, als Nachfolger Heinrich Treichls Generaldirektor zu werden. Dieses Konzept wird nur mit Unterstützung der FPÖ realisiert, da sich die ÖVP querlegt.

Über den Beginn dieses facettenreichen Polit-Dramas zwischen „Chronos und Ödipus“<sup>49</sup> kursieren seit damals die verschiedensten Varianten. Die einen Kenner der beiden Kontrahenten orten den Auslöser in deren unterschiedlichen Auffassungen in der Hartwährungspolitik. Das wäre schon im März 1973 gewesen. Andere wiederum sehen den Anfang erst 1977, „als in den Sommermonaten die Diskussion über die Beibehaltung der Hartwährungspolitik in der Regierung immer nachdrücklicher wurde.“<sup>50</sup> Hannes Androsch wiederum betrachtete die Tatsache, dass der Bundeskanzler die verstaatlichte Industrie, die Kreisky „besonders am Herzen“ lag, in sein eigenes Ressort nahm, mit Skepsis. Am ehesten psychologisch nachvollziehbar ist indes Kreiskys Reaktion darauf, dass nach dem Tod von Bundespräsident Jonas 1974 neben ÖGB-Präsident Anton Benya so gut wie alle Mitglieder der Parteispitze, also auch die beiden





Jungen Leopold Gratz und Hannes Androsch, der Meinung sind, es gebe keinen geeigneteren Nachfolger für den Bundespräsidenten als Kreisky selbst. Doch dieser wiederum versteht dieses Angebot als „Hinwegloben eines alternden Politikers“<sup>51</sup>. Dies umso mehr, als Kreisky im Lusthaus in der Wiener Praterallee einen Beleg für ein konspiratives Treffen zwischen Gratz und Androsch in einem gemeinsamen Gästebucheintrag der beiden gesehen habe.<sup>52</sup>

Für Heinz Fischer liegt einer der möglichen Gründe für dieses emotionale Zerwürfnis auch darin, dass Hannes Androsch, knapp 40 Jahre alt, „Präsident der Nationalbank werden wollte, bald nachdem Kreisky ihn im Herbst 1975 zum Vizekanzler“ befördert hat. Jedenfalls sei es für die tägliche politische Arbeit oft sehr belastend gewesen zu spüren, „wie groß da die Emotionen waren. Und Kreisky war ein Mensch, der sehr emotional sein konnte“.

Während der Konflikt in den Jahren 1977/1978 immer wieder ausbricht und die Situation schon schwierig genug ist, verhärtet er sich rund um die Volksabstimmung über Zwentendorf im November 1978, die die SPÖ verliert. Und nach der Nationalratswahl 1979, als Bruno Kreisky mit 51 Prozent (ÖVP 41,9 %; FPÖ 6,1%) das beste Wahlergebnis aller Zeiten erzielt, verschlechtert sich die Situation neuerlich dramatisch. Der Konflikt wird zu einer Belastung für die gesamte Partei.

Kein Wunder also, dass Klubobmann Fischer es als seine dringlichste Aufgabe sieht, den Parlamentsklub zusammenzuhalten. Schließlich haben sich innerhalb der Fraktion im Lauf der Zeit zwei Lager gebildet. Und an der Spitze der Partei wogen die Meinungen hin und her, obwohl eine Mehrheit im Parteipräsidium, vor allem auch Benya und Firnberg, die Meinung vertritt, nicht Kreisky statt Androsch oder umgekehrt, sondern Kreisky und Androsch. Dies ist auch im Sinne Fischers, der auf dem SPÖ-Parteitag Mitte November 1979 auf Vorschlag des niederösterreichischen SPÖ-Parteibüchlers Hans Czettel und mit Unterstützung des Bundesparteivorsitzenden zum stellvertretenden Parteivorsitzenden gekürt wird. „Ich war in diesem Konflikt nicht Partei. Ich habe





mich über jede Nationalratssitzung gefreut, die einen guten Verlauf genommen hat und wo man sagen konnte, wir haben unsere Sache gut gemacht“, so Fischer im Rückblick.

Manchmal gibt es Situationen, in denen Kreisky seinen Zentralsekretär Blecha und Klubobmann Fischer zu sich ruft, um irgendein Thema zu besprechen und dann aber schon sehr bald bei der „causa prima“ landet. Tenor Kreisky: So gehe es nicht weiter, man müsse eine Entscheidung treffen. Fischer: „Zu dem Zeitpunkt verstanden wir Kreisky so, dass er hoffte, dass Parteisekretär Blecha und Klubobmann Fischer ihn im Präsidium unterstützen werden.“ Doch als das Präsidium tagte, erzählt Fischer weiter, „hat Kreisky das Thema nicht mit einer klaren Zielsetzung angesprochen. Ich hatte den Eindruck, dass er erwartete, dass Blecha und ich einen Vorstoß machen. Das haben wir nicht gemacht und das war auch nicht unsere Aufgabe. Für mich war die Funktion eines Klubobmannes klar definiert: Ich bin verantwortlich für die Arbeit und für ein vernünftiges Agieren der Fraktion im Nationalrat. In der Causa Androsch war der Bundeskanzler und Parteivorsitzende zuständig. Androsch war schließlich Kreiskys Finanzminister.“

Die meisten in Fischers Umgebung halten sein Verhalten in diesem nervenaufreibenden Kreisky-Androsch-Streit für richtig, auch wenn sie sich damals öffentlich nicht geäußert haben. Michael Neider heute: „Fischer hat auch zu Kreisky eine enge Beziehung gehabt. Doch warum soll man sich in Streitigkeiten einmischen, die einen selber nicht berühren? Das waren Machtkämpfe auf der Ebene der Regierung, und er hat geschaut, dass er im Parlament den Klub optimal betreut.“





redakteure am 23. Juli 2009. Titel: „Überraschendes ÖVP-Lob für das Staatsoberhaupt“.

Kaum ist dieses Zitat in der Öffentlichkeit bekannt geworden, muss es von einer bestimmten Seite eine ziemlich heftige Reaktion gegeben haben. Denn nur einen Tag später, am 24. Juli 2009, klingt Josef Pröll in einem APA-Interview plötzlich ganz anders: „Heinz Fischer kommt aus dem Zentrum der SPÖ. Er hat auch in seiner Amtsführung parteipolitische Stellungnahmen abgegeben, die manchen in der ÖVP und auch mir durchaus aufgestoßen sind.“

Muss schon unangenehm gewesen sein, derart zurückrudern zu müssen. Denn Heinz Fischer, der sein Amt überparteilich ausübt, was ihm auch viele attestieren, seine sozialdemokratische Herkunft vorzuwerfen und gleichzeitig den niederösterreichischen ÖVP-Obmann Erwin Pröll, der andere politische Kräfte in Niederösterreich nur selten gelten lässt, als Bundespräsidenten in Erwägung zu ziehen, hat jedenfalls viel Kopfschütteln ausgelöst.

Heinrich Neisser, ebenfalls ÖVP, mit Heinz Fischer mehrere Jahre im Nationalratspräsidium und schon seit Jahren per Du mit ihm, sekundiert seinem Parteifreund Khol: „Ich war ein Freund Klestils und habe über ihn eine andere Meinung als viele andere. Klestil hat das Pech in seinem Privatleben gehabt, das hat vieles verzerrt. Das war eine echte Tragik. Heinz Fischer hat diese Hypothek nicht. Seine Frau ist sogar ein Pluspunkt für ihn.“

Und für Hugo Portisch ist das Amt des österreichischen Bundespräsidenten auf den vormaligen Nationalratspräsidenten Heinz Fischer „maßgeschneidert. Und doppelt maßgeschneidert, weil dies nicht nur auf ihn, sondern auch auf seine Frau zutrifft: Margit Fischer ist eine echte First Lady, die diese Funktion in allen Dimensionen voll ausfüllt.“

So viel Lob ist selten.

Hannes Androsch wiederum, Fischers einstiger Gegenspieler in den Jugendjahren im VStStÖ, Vizekanzler und Finanzminister in der SP-Alleinregierung Kreisky, heute erfolgreicher Industrieller, sei schon beim





Begräbnis von Joschi Holaubek (Anfang 1999) klar gewesen, „was seine Intentionen sind. Und dass er das geschafft hat, ist ein Glücksfall. Denn für mich ist ihm dieses Amt auf den Leib geschrieben.“ Nachsatz: „Er macht das sehr gut und geschickt.“

Tatsächlich hat Heinz Fischer lange überlegt, ob er zur Bundespräsidentenwahl 2004 antreten soll. Mit dem Gedanken gespielt hat er wahrscheinlich schon länger. Doch wenn es konkret wird, ist das schon noch einmal eine andere Dimension.

Es ist der 27. Oktober 2003, 18 Tage nach Fischers 65. Geburtstag, in São Paulo am Rande eines Kongresses: Alfred Gusenbauer lädt Heinz Fischer zu einem Mittagessen und stellt ihm die viele Sozialdemokraten bewegende Frage: Ob er sich vorstellen könne, für das Amt des Bundespräsidenten zu kandidieren. Natürlich kommt die Frage für den Nationalratspräsidenten nicht aus dem Nichts. Doch es ist ein Unterschied, ob man den eigenen Namen unter etlichen anderen in den Medien liest, ob man beiläufig darauf angesprochen wird, ob man selbst darüber nachdenkt oder ob eine konkrete Frage des Parteichefs eine konkrete Antwort erfordert. In diesem Moment wird alles Vage konkret und verlangt nach einer Entscheidung.

Fischer antwortet grundsätzlich positiv, will aber noch mit seiner Familie sprechen. Und auch Gusenbauer braucht noch die Zustimmung des zuständigen Gremiums. Er hat aber ein sicheres Gefühl, dass die endgültige Antwort von Heinz Fischer positiv sein wird.

Es folgen Diskussionen mit seiner Frau Margit, mit den inzwischen erwachsenen Kindern Philip und Lisa und mit einigen Freunden. Besonders mit seiner Frau führt Heinz Fischer viele Gespräche. Immerhin erfordert das Amt ja auch die intensive Mittätigkeit der Ehegattin. Nicht nur bei Staatsbesuchen, auch bei Verpflichtungen innerhalb Österreichs. Wohl hat Margit Fischer auch schon zuvor ihren Mann oft begleitet und beraten, doch als Gattin des Bundespräsidenten steht sie weit mehr im Scheinwerferlicht als je zuvor. Zeit für Privatleben bleibt da relativ wenig. „Im Grunde ist man auch dann nicht privat“, sagt Margit Fischer, „wenn man meint, privat zu sein.“

